
Gerhard Hildebrandt zum 80. Geburtstag

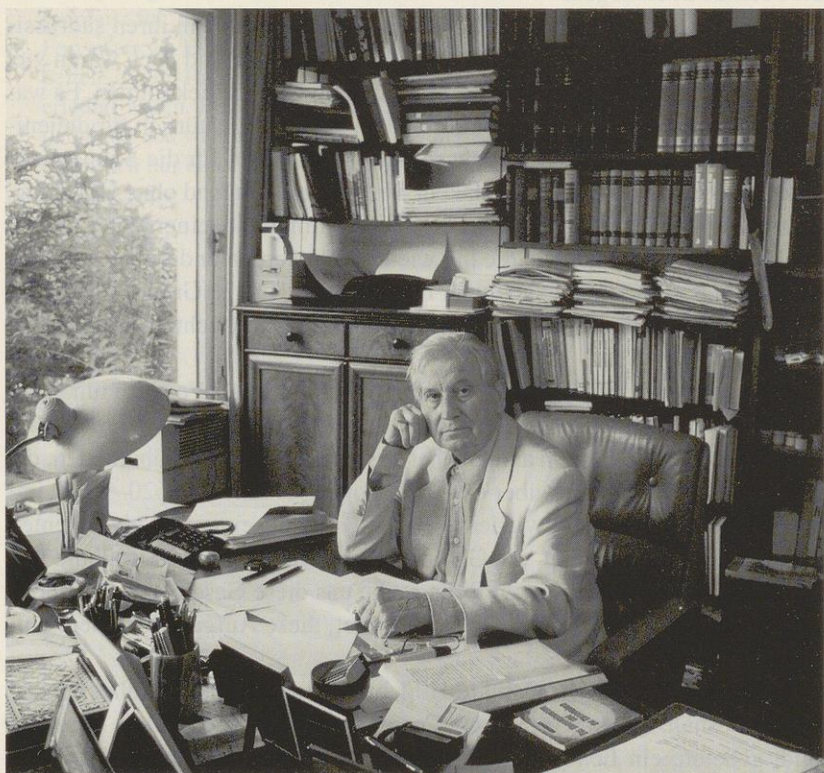
Im März 1999 hat Gerhard Hildebrandt seinen 80. Geburtstag gefeiert. Wer ihn in letzter Zeit sah, wird ein wenig irritiert fragen, ob der Jubilar das biblische Alter denn tatsächlich schon überschritten habe. Er ist noch ganz der Alte, paradoxerweise immer noch voller Jugendlichkeit. Wie er sich diese Jugendlichkeit bewahrt hat, obwohl seine frühen Jahre alles andere als unbeschwert waren, ist ein Geheimnis. Gerhard Hildebrandt wurde am 23. März 1919 in Hierschau, einem Dorf im mennonitischen Siedlungsgebiet an der Molotschna in der Südukraine geboren. Dort wuchs er mit mehreren Geschwistern in einer bäuerlichen Familie auf, er wuchs auch in die Wirren einer Zeit hinein, die selbst die schlimmsten Befürchtungen von Siedlern in der Fremde überstieg.

Nach der Oktoberrevolution 1917 waren die Mennoniten in ihren südrussischen Ansiedlungen ohne staatlichen Schutz, und nach und nach waren viel Leid und Elend, Entbehrung und Entwürdigung über sie gekommen. Es waren schlimme Jahre für alle, die dort lebten, besonders natürlich für diejenigen, die in ein Leben hineinwuchsen, das nichts Gutes für die Söhne deutscher, religiös verwurzelter „Kulaken“ verhielt: eine Jugend ohne Hoffnung. War es sein robustes Naturell, war es die Frömmigkeit seiner Väter, waren es glückliche Begegnungen, die ihn wieder froh werden und Zuversicht ausstrahlen ließen? Er strahlt sie immer noch aus. Und das ist Grund genug, ihm auch an dieser Stelle einen herzlichen Geburtstagsgruß nachträglich zu übermitteln.

Mit „Geschichte“ hat Gerhard Hildebrandt auf doppelte Weise zu tun. Zum einen ist er ein Zeitzeuge, der Auskunft über jene schrecklichen Jahre in Rußland geben kann. Und zum anderen hat er seine historischen Fähigkeiten, die er mit seiner Dissertation über den Protopopen Avvakum (1620–1682) unter Beweis gestellt hatte, wiederbelebt und sich in seinem wohlverdienten Ruhestand darum bemüht, die Geschichte der Mennoniten in Rußland neu zu schreiben und Initiativen zu fördern, die uns diese Geschichte näherbringen. Wir hoffen, daß er noch die Kraft findet, diese Aufgabe zu einem guten Ende zu führen.

Ursprünglich wollten wir Gerhard Hildebrandt mit einem Grußblatt überraschen. Deshalb haben wir mehrere Personen, die ihm hier und da begegnet sind, gebeten, ein Echo ihrer Begegnung zu Papier zu bringen: kurz und

knapp, bewußt subjektiv. Als diese Stellungnahmen eingetroffen waren, kam uns die Idee, sie mit eigenen Aussagen des Jubilars zu mischen. Womit wir ihn grüßen, sind Worte dankbarer Erinnerung, die in ein Interview eingestreut wurden, das er uns bereitwillig gewährt hat. Das Interview hat sich übrigens zu einem Lebensbericht in der Form eines Gesprächs entwickelt. Dazu schrieb der Befragte: „Gestern habe ich Deine letzte Frage beantwortet. Es war streckenweise für mich nicht ganz einfach, Deine Wißbegierde zufrieden zu stellen, und ich bin nicht ganz sicher, ob es mir gelungen ist. Ich mußte mich über mein Leben von Kindheit an bis jetzt befragen; das war nicht immer leicht.“ Erstaunlich ist, wie sehr das Bild, das Gerhard Hildebrandt von sich zeichnete, der Vorstellung ähnelt, die sich andere, Freunde und Bekannte, Jüngere und Ältere, von ihm gebildet haben: eine Übereinstimmung, die jeden Selbstzweifel besiegt.



Von Zieselmäusen, Popen und Mennoniten

Ein Interview mit Gerhard Hildebrandt

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Du bist in Rußland aufgewachsen und hast das Elend erlebt, das mit der Machtübernahme durch die Bolschewiki in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts über die Siedlungen der Mennoniten an der Molotschna gekommen war. „Als Zieselmäuse ein Sonntagsessen waren“ hast du die Erinnerungen an diese schlimme Zeit überschrieben. Dein Bericht ist in einem Sammelband erschienen, der 1990 von Rudolf Pörtner im Econ Verlag (Düsseldorf und Moskau) unter dem Titel „Heimat in der Fremde“ veröffentlicht wurde. Wo die Welt der Mennoniten zerstört wurde, wo Hunger und Vertreibung, Bedrohung der angestammten Religiosität und der demütigende Kampf um ein wenig Bildung folgten, wie sollte das deine „Heimat“ gewesen sein? War das nicht vielmehr die „Hölle“: Mit welchen Gefühlen schaust du zurück?

GERHARD HILDEBRANDT: Ich meine, es müssen hier zwei Perioden unterschieden werden: die Jahre glücklicher, unbeschwerter Kindheit im Elternhause bis etwa 1929, und dann die folgenden Jahre, die durch politischen Druck, Enteignung, Vertreibung aus dem Hause, Hungersnot und Verbannung belastet waren. Die ersten Jahre möchte ich noch als die Zeit einer heilen Welt bezeichnen. Es war die intakte Dorfgemeinschaft mit dem alles umspannenden Gemeindeleben, den Großfamilien und vor allem der Schule. Die Geborgenheit in dieser dörflichen Umwelt — das war Heimat.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Die neuen Machthaber haben sicherlich versucht, die Gemeinschaft der Mennoniten so schnell wie möglich zu zerschlagen, und jede Gelegenheit genutzt, Widerstand im Keim zu ersticken. Hatte sich Widerstand überhaupt geregt oder Verweigerung?

GERHARD HILDEBRANDT: Als die Bolschewiki 1920 ihre Macht in der Südukraine und damit auch in den Mennonitenkolonien gefestigt hatten, wurden sie dort nach der Schreckensherrschaft der Machno-Banden als von Gott eingesetzte Obrigkeit angesehen — wenn auch mit großer Furcht. Die rußländischen Mennoniten hatten sich im Laufe der Jahre zu einem religiös-ethnischen „Volk“ entwickelt, welches über eine eigene Sprache, nämlich das „Mennonitenplatt“, über eine Gesellschaftsstruktur mit eigener Verwaltung und über ein eigenes Bildungswesen verfügte. Es war für die bolschewistischen Machthaber sehr schwer, in diese geschlossene Struktur einzudringen. Die von ihr auf dem Lande praktizierte Einteilung der Dorfbewohner in Armbauer, Mittelbauer und Kulak, wobei diese drei Gruppen

gegeneinander ausgespielt wurden, versagte in den mennonitischen Dörfern völlig. Die religiösen und verwandtschaftlichen Bindungen waren stärker als die neue Lehre vom Klassenkampf.

Da sich in den Mennonitendörfern kaum jemand als Mitglied für die kommunistische Partei anwerben ließ, wurden Parteimitglieder aus anderen Gebieten, vor allem aus dem Wolgagebiet, dorthin geschickt. Im Unterschied zu den lutherischen und katholischen „Kolonistendörfern“, wo es in Einzelfällen zum bewaffneten Widerstand gegen die Sowjetmacht kam, hat es in den Mennonitendörfern keinen Widerstand gegeben, wenn man von der anfänglichen Weigerung, „freiwillig“ in den Kolchos einzutreten, absieht.

Gerhard Hildebrandt — sein Name ruft bei mir Erinnerungen an meine Göttinger Studentenzeit wach. Eines Tages erzählte er aus seiner persönlichen Geschichte. Das war ein bewegender Moment. Seither nehme ich Informationen zum Geschick der rußlanddeutschen Mennoniten mit Aufmerksamkeit wahr; die Begegnungen mit ihm haben mir dafür das Herz geöffnet.

HANS ADOLF HERTZLER

Schließlich wurde die festgefügte Gemeinschaft im mennonitischen Dorf dadurch aufgebrochen, daß stellenweise bis zu 85 Prozent der Bauern zu Kulaken („Ausbeutern“) erklärt und mit ihren Familien in die Verbannung geschickt wurden. In ihre Häuser kamen Russen und Ukrainer. Die mennonitische Dorfgemeinschaft hatte damit aufgehört zu existieren.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Über deine Kindheit und die frühen Schuljahre hast du berichtet. Jetzt müßtest du erzählen, wie du aus dem Osten in den Westen gekommen bist.

GERHARD HILDEBRANDT: Auch wir mußten als „Kulakenfamilie“ unsere Heimat verlassen. Wir kamen nach Nordrußland, wo wir in den riesigen Wäldern zur Arbeit eingesetzt wurden. Als Dreizehnjähriger habe ich mit meinem Vater und meiner älteren Schwester Tannen gefällt und sie als Exportholz zentimetergenau mit der Zugsäge zuschneiden müssen, bis zum Bauch im Schnee stehend, bei kärglichster Verpflegung.

Da ich die russische Sprache nicht beherrschte, aber unbedingt weiter zur Schule gehen wollte, wandte ich mich an den Direktor einer russischen Siebenklassenschule, der mich auf die Möglichkeit hinwies, durch die Erteilung von deutschem Sprachunterricht meinen Lebensunterhalt zu bestreiten, so daß ich dann als Fernstudent an einem pädagogischen Technikum studieren

konnte. Hier muß ich einfügen: ich bin überhaupt immer wieder auf Menschen gestoßen, die mir geholfen haben, meinen Weg zu finden. 1940 wurde ich als Deutschlehrer an einer dörflichen Oberschule in der Gegend von Susdal (nordöstlich von Moskau) eingestellt. Die Sommerferien verbrachte ich bei meinen Eltern, die 1937 zwar nicht in ihr Heimatdorf, wohl aber nach Einlage/Chortitza hatten zurückkehren können. Als die deutschen Truppen im August 1941 Einlage besetzten, wurde ich von einem Oberst im Divisionsstab gefragt, ob ich als Dolmetscher in den Dienst der deutschen Wehrmacht eintreten wolle. Als „Kulakensohn“ war ich nicht in die Rote Armee eingezogen worden.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Hat es dein Gewissen nicht belastet, die Wehrfreiheit der Mennoniten aufgeben zu müssen, oder war das in deiner Situation das kleinere Übel?

GERHARD HILDEBRANDT: Ja, mit meinem Vater hatte ich, bevor ich das Angebot der deutschen Wehrmacht annahm, ein langes Gespräch über die Wehrlosigkeit der Mennoniten; er selbst hatte während des Ersten Weltkriegs in den Wäldern von Nowgorod den Ersatzdienst abgeleistet und stand auch jetzt noch für den mennonitischen Grundsatz der Wehrlosigkeit ein. Mein Argument: Alle hatten wir stets auf die Befreiung vom Bolschewismus gehofft. Nun hatten die deutschen Soldaten sie uns gebracht. Sollten wir die Früchte ohne unser Zutun genießen? Ich zog mit und habe so den ganzen Feldzug in Rußland miterlebt. Im Laufe der Jahre bin ich dann doch kritischer geworden. Als Dolmetscher habe ich bei der Verständigung mit der russischen Bevölkerung wertvolle Dienste leisten und manches Unheil verhindern können.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Und wie war deine Einstellung zum „Dritten Reich“?

GERHARD HILDEBRANDT: Die Mennoniten in der Sowjetunion — und mit ihnen die anderen Rußlanddeutschen, selbst die Ukrainer — machten in ihrer Vorstellung keinen Unterschied zwischen Deutschland und dem „Dritten Reich“, weil sie aufgrund fehlender zuverlässiger Informationen überhaupt nicht in der Lage waren, eine solche Unterscheidung zu treffen. Da die Darstellung der sowjetischen Wirklichkeit in Rundfunk und Presse so offensichtlich falsch war, glaubte man, auch die negative Berichterstattung über das faschistische Deutschland als verlogen abtun zu können. Auch ich habe erst in den Jahren nach dem Krieg erfahren, was im Hitlerdeutschland den Juden angetan wurde und was es mit der SS auf sich hatte.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Nach der Entlassung aus englischer Gefangenschaft und einer fast zweijährigen Tätigkeit als Volksschullehrer in Süddeutsch-

land hast du 1947 das Studium der Slawistik, Osteuropäischen Geschichte und Theologie in Göttingen aufgenommen und dich unter die zahlreichen Kriegsveteranen in Vorlesungen und Seminaren gemischt, um den Nachholbedarf an Wissen und Bildung zu befriedigen. Warum Slawistik, warum nicht ein Ingenieursstudium, das deiner Begabung entgegengekommen wäre?

GERHARD HILDEBRANDT: In Göttingen hatte sich im Sommersemester 1948 um Dr. Ernst Crous, den Ältesten der Göttinger Mennonitengemeinde, eine Studentengruppe von acht Rußlandmennoniten und vier „reichsdeutschen“

Zum Beispiel Hildesheim Anfang der fünfziger Jahre: eine winzige Zahl verstreut lebender mennonitischer Flüchtlinge, nicht gerade in unmittelbarer Nähe zur Kerngemeinde Göttingen, für den jungen, nebenberuflichen Reiseprediger Gerhard Hildebrandt (fuhr er damals einen Lloyd oder einen VW-Käfer?) aber auch nicht zu fern, eine Gemeindezelle aufzubauen, sie in regelmäßigen Abständen zum Gottesdienst zu versammeln und zu jedem Mitglied persönliche Kontakte zu pflegen. So brachte und bringt er auch heute noch — selbst bei Schneeglätte und Autobahnstaus — den Geburtstagsstrauß über 90 Kilometer weit zu den Jubilaren. Oft in Eile, wendet er sich doch gelassen und (scheinbar?) entspannt den Mitmenschen zu: feiert mit, nimmt Anteil, fragt, tröstet, ermuntert, gibt Ratschläge. Ganz persönlich: Seine studienberatenden Ratschläge und die vielen Anregungen in persönlichen Gesprächen und im Göttinger Studentenkreis, der sich um ihn versammelte, haben meinen Lebensweg spürbar beeinflußt.

HANS-JÜRGEN FRIESEN

Mennoniten zusammengefunden. Wir Studenten trafen uns regelmäßig zu Bibelarbeiten und Gesprächen. Der Zusammenhang wuchs. Wir alle, vor allem die Rußländer, betrachteten es als Privileg, an einer deutschen Universität studieren zu dürfen. Niemand von uns kam auf den Gedanken, ein Stipendium oder eine sonstige Unterstützung zu erwarten. Für uns war damals das Studium Selbstzweck. Einen bestimmten Beruf konnte niemand von uns ansteuern, außer meinem Landsmann Peter Sudermann, der Medizin studierte. Du fragst: Warum nicht ein Ingenieursstudium? Aber wer brauchte damals Ingenieure? Und waren wir nicht alle schon beruflich tätig gewesen? Wir waren ausgehungert nach Geisteswissenschaften. Und gerade die Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus — das war es, was uns fesselte, zumal wir sehr bald erkannten, wie wenig man davon im Westen wußte. Ge-

schichte, namentlich osteuropäische Geschichte, vorurteilsfrei studieren zu dürfen — ein faszinierendes Erlebnis!

Für meine Doktorarbeit wählte ich zunächst selbstverständlich ein rußland-mennonitisches Thema: „Das Verhältnis der Mennoniten zu ihrer slawischen Umwelt“. Sehr bald aber mußte ich feststellen, daß die damalige Quellenlage dafür bei weitem nicht ausreichte. Schade!

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Du hast dein Studium mit einer Dissertation über den Protopopen Avvakum 1956 abgeschlossen. Was hat dich angeregt, das Selbstverständnis dieses Geistlichen zu untersuchen: soviel Leiderfahrung und Standfestigkeit, soviel Frömmigkeit, die den Mennoniten in Rußland eigentlich fremd geblieben war?

GERHARD HILDEBRANDT: Aus der Teilnahme an einem Oberseminar zur Geistesgeschichte Rußlands ergab sich später für mich das Dissertationsthema über Avvakum. Dieser Eiferer für die moralische Erneuerung des kirchlichen Lebens setzte sich vehement gegen die liturgischen Änderungen des Patriarchen Nikon (1605–1681) zur Wehr: Für ihn war das der Abfall vom wahren Glauben. Von seinen Gegnern wurden der Protopope und seine Anhänger polemisch als Raskolniki (Schismatiker) bezeichnet, während sie sich selbst Staroverzy (Altgläubige) nannten. Um ein möglichst wahrheitsgetreues Bild des Protopopen zu gewinnen, suchte ich ihn aus seinem Selbstverständnis zu verstehen. Es war für mich auch insofern ein reizvolles Thema, als es sich dabei um eine Verbindung zwischen der russischen Geistesgeschichte und der orthodoxen Theologie handelte, zumal ich ja auch Theologie studierte. Die Leidensgeschichte der Altgläubigen in Rußland weist in der Tat mit dem Leiden der frühen Täufer trotz ihres unterschiedlichen Ansatzes manche Parallelen auf, vor allem hinsichtlich der Opferbereitschaft für ihre Glaubensüberzeugung.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: 1965 hast du den Lebensbericht des Protopopen Avvakum in einer eigenen, eindrucksvoll stilisierten Übersetzung herausgegeben und mit einem sachkundigen Nachwort versehen. Gibt es eine Stelle in diesem Lebensbericht, die dich besonders bewegt hat und uns heute noch nachdenklich stimmen könnte?

GERHARD HILDEBRANDT: Ja, das folgende Zitat aus seiner „Vita“ könnte auch aus der Verfolgungszeit der Täufer stammen: „Seltsam ist's doch, daß die Nikonianer nicht zur Vernunft kommen wollen: mit Feuer, Knute und Galgen wollen sie den Glauben befestigen! Welche Apostel haben sie das gelehrt? Ich weiß es nicht. Mein Christus hat unseren Aposteln nicht befohlen zu lehren, daß man mit Feuer, Peitsche und Galgen die Menschen zum Glauben bringen solle. Der Herr hat den Aposteln vielmehr dieses geboten:

Gehet in alle Welt und verkündigt das Evangelium aller Kreatur. Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. Merke auf, du Hörer, Christus ruft in Freiheit (...). Die Lehrer aber, die mit Feuer und Schwert zum Glauben bekehren wollen, sind doch ganz deutlich Handlanger des Antichrists.“

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Neben deinem Studium und besonders danach hast du dich um die versprengten mennonitischen Flüchtlinge im Göttinger Raum, ja, bis nach Westfalen hinein gekümmert. Deine besondere Sorge galt der Gemeinde Bechterdissen, in der neben den westpreußischen vor allem rußlanddeutsche Mennoniten zueinanderfanden. Und noch heute bist du un-

Drei Semester lang, vom Herbst 1957 bis zum Frühjahr 1959, habe ich in Göttingen deutsche Literatur und Geschichte studiert, hochmütig und befangen zugleich, wie man sich in den ersten Studentenjahren eben zeigt, also auch dankbar dafür, bemerkt zu werden oder ein paar aufmerksame Zuhörer zu treffen, denen man etwas von der eigenen, noch ein bißchen haltlosen Begeisterung mitteilen konnte, vielleicht auch riskante Behauptungen, dieses oder jenes gerade entdeckte Gedicht. Einen solchen Kreis gab es in Göttingen: im Haus von Julia und Gerhard Hildebrandt. Ein Abend ist mir durch all die Jahre in deutlicher Erinnerung geblieben: Damals war gerade Paul Celans Übersetzung des Poems „Die Zwölf“ von Alexander Block erschienen, das lasen wir gemeinsam, suchten es uns verständlich zu machen und waren bei diesem Bemühen, da wohl keiner von uns Studenten russisch konnte, auf die Winke unseres Gastgebers angewiesen.

REINHARD TGAHRT

terwegs, um mit den Glaubensgeschwistern Abendmahl, Taufe und Gottesdienst zu feiern. War dir das bereits an der Wiege gesungen worden, den Mennoniten einmal als Prediger und Ältester zu dienen?

GERHARD HILDEBRANDT: Wie bin ich eigentlich in den Predigtdienst hineingewachsen? Als ich im Frühjahr 1947 nach Göttingen kam, war Dr. Crous dabei, die mennonitischen Flüchtlinge im Großraum Göttingen karteimäßig zu erfassen; dadurch konnten sich an Schwerpunkten Gruppen bilden, in welchen Andachten abgehalten wurden. Auf seinen beschwerlichen Reisen zu den einzelnen Gruppen begleitete ich ihn manchmal; er war stark sehbehindert. Eines Tages sollte in einem Dorf bei Northeim eine Beerdigung sein. Da Dr. Crous erkrankt war, beauftragte er mich, die Beisetzung vorzuneh-

men, und wies mich in den Ablauf der Beerdigungsfeier ein. Es war ihm gelungen, einen DRK-Krankenwagen zu rekrutieren, der mich hinbringen sollte; es gab keine Verkehrsmittel dorthin. So wurde ich auf den Weg ins spätere Predigtamt gebracht.

Auf Vorschlag von Ernst Crous wurde ich 1951 zum Prediger gewählt und von ihm in mein Amt eingeführt. 1956 erfolgte meine Ordination zum Ältesten. Die Gemeinde Göttingen erstreckte sich damals im Süden bis Bebra, im Osten bis Peine-Braunschweig mit dem ganzen Salzgitter-Gebiet, und im Westen gehörten Bielefeld und Detmold noch dazu. Aus der Gemeindegruppe Bielefeld erwuchs später die Gemeinde Bechterdissen. Dabei wurden mir, dem Rußlandmennoniten, die westpreußischen Brüder Wilhelm Wiebe und Lothar Hein, die sich mit Glaubenskraft und Idealismus für den Bau der Siedlung einsetzten, zu Helfern und Freunden. Das hat sich, so meine ich, auch auf den Bau der Gemeinde ausgewirkt. Konnte dies ohne Konflikte geschehen? Man muß ja bedenken, daß die Mennoniten der neuen Siedlung aus unterschiedlichen Gemeinderichtungen mit verschiedenen Traditionen kamen: Da waren die Westpreußen, noch stark geprägt von dem kirchlichen Leben ihrer Heimatgemeinden, dann die Rußländer: Sie hatten nach der Auflösung ihrer Gemeinden zu Anfang der dreißiger Jahre völlig andere Glaubenserfahrungen gemacht. Im Nachhinein wundere ich mich darüber, daß es damals ernsthafte Konflikte eigentlich nicht gegeben hat. Ich habe den Eindruck, die große Dankbarkeit aller dieser Flüchtlinge dafür, daß sie nun wieder in geordneten Verhältnissen frei ihres Glaubens leben konnten, vermochte die Verschiedenheiten zu überbrücken. Eine solche Dankbarkeit erfüllte ja auch mich.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Du hast im Nebenfach auch Theologie studiert. Hat dir das Studium beim Vorbereiten der Predigten geholfen oder hast du dich an Vorbildern aus der rußlanddeutschen Heimat orientiert?

GERHARD HILDEBRANDT: Die Gemeindearbeit mußte neben dem Studium getan werden. Zu meinen Studiengebieten gehörte auch die Theologie. Ich brachte von meiner schulischen Vorbildung gar keine Voraussetzungen dafür mit. Die drei alten Sprachen mußte ich nachholen. Alles war neu. Für meine Arbeit in den Gemeinden haben mir die Vorlesungen und Seminare, welche sich mit der Auslegung von Bibeltexten befaßten, vor allem mit der Exegese der Gleichnisse Jesu, besonders viel gegeben. Und dann die Geschichte Israels, die Geschichte der Entstehung der Bibel. Die aus Rußland mitgebrachte schlichte mennonitische Frömmigkeit hat manche Brücke gebaut, über die ich aus kritischen Situationen des Zweifels zu vertiefter Frömmigkeit gelangen konnte.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Neben deiner Gemeindegarbeit hast du dich auch um die mennonitischen Studenten und Studentinnen gekümmert, die an der Göttinger Universität studierten, um die Neuanfänger und die „ewigen“ Studenten. Ich weiß es selber: Wir haben die Zusammenkünfte, die Lese- und Diskutierabende in eurer Wohnung und später in eurem Haus in der Sudetenlandstraße genossen. Es ging immer heiter bei euch zu, du und deine Frau Julia, ihr habt sicherlich oft gute Miene zu den akademischen „Spielchen“ gemacht, die wir nach den Vorlesungen und Seminaren, mehr unbeholfen-begeistert als versiert, bei euch weitergespielt haben. Wir haben sicherlich

Mit meinem Glückwunsch zu Gerhard Hildebrandts 80. Geburtstag möchte ich meinen großen Dank an ihn richten für sein seelsorgerliches Geleit, das er mir als Kind und jungem Mädchen schenkte, und für seine lebenslange Freundschaft. Bis zum heutigen Tage klingt mir seine Stimme mit der unverwechselbar klaren und besonderen Aussprache im Ohr. Wie er den Segen spricht: für mich schwingt darin immer noch — nach 36 Jahren im fernen Amerika — eine Art Geläut großen Trostes, der im Glauben ruht. Ein Indiz meines Respekts ihm gegenüber ist die Tatsache, daß es lange brauchte, bis ich als längst erwachsene Frau und Mutter den Ehrentitel „Onkel“, mit dem ich ihn als junger Mensch anredete, mit dem angebotenen „Gerd“ vertauschen konnte.

REINHILD KAUEHNOVEN JANZEN

manches Neue ins Gespräch gebracht, viel moderne Theologie, auch avantgardistische Literatur: Bultmann und Käsemann, Uwe Johnson und Paul Celan. Schon immer wollte ich dich fragen, was du über unseren Eifer, dem noch die Erfahrungen fehlten, gedacht hast und wie es dazu kam, daß die freundschaftlichen Beziehungen die akademischen Streitfragen, die uns mit Beschlag belegten, überdauert haben?

GERHARD HILDEBRANDT: Julia und ich haben seit Beginn unserer Ehe (1956) intensiven Kontakt zu allen meinen Studenten gepflegt. Einmal im Semester luden wir sie in unser Haus, in den Garten ein. Dies galt natürlich erst recht von unserer Verbindung zu den mennonitischen Studenten. Sehr gerne denken wir da an die Diskussionsabende zurück, die regelmäßig in unserem Haus stattfanden. Auch du hast ja während deiner Studienzeit in Göttingen dazugehört. Da brauchten wir keine „gute Miene zu den akademischen Spielchen“ zu machen, denn die Themen, um welche es ging, waren uns durchaus vertraut, ob es da um Prof. Käsemann ging — Julia und ich hatten an sei-

nen „ketzerischen“ Lehrveranstaltungen teilgenommen — oder um den Schriftsteller Uwe Johnson oder den Dichter Paul Celan — da konnte Julia als Germanistin auch einiges beitragen. Euer Eifer, wie du es nennst, war für uns niemals etwas Belastendes — die Gespräche waren für uns stets anregend, bereichernd, interessant, besonders auch die nicht enden wollenden Diskussionen mit Walter Regehr, der als Paraguay-Mennonit wiederum aus einer ganz anderen geistigen Welt kam.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Vor dir waren schon andere Mennoniten aus Rußland nach Deutschland gekommen: Abraham Fast, Benjamin Unruh, Abraham Enns, Abraham Braun, Johannes Harder. Sie haben das deutsche Mennonitentum, wie Enns und Harder auch das kulturelle Leben allgemein, auf verschiedene Weise bereichert. Das waren gestandene Persönlichkeiten, oft eigenwillig, aber mit Überzeugungskraft. Hast du Verbindungen zu ihnen aufgenommen, hast du von ihnen lernen können, dich im Westen zurechtzufinden, und wie sind sie dem Neuankömmling begegnet?

GERHARD HILDEBRANDT: Der einzige von diesen „gestandenen“ Männern, mit dem ich nach dem Kriege Kontakt bekam, war Benjamin Unruh. Ich habe ihn in seinem Hause in Karlsruhe besucht, er hat mir auch Ratschläge gegeben, wie ich weiterkommen könnte: Unbedingt solle ich versuchen, ein Universitätsstudium aufzunehmen; für Slawistik und Osteuropäische Geschichte brächte ich die richtigen Voraussetzungen mit. Unruh kannte die Situation der Mennoniten in der Sowjetunion, mit deren Schicksal er sich intensiv beschäftigt hatte. Auch die anderen Männer, die du erwähnst, habe ich persönlich kennengelernt, ohne allerdings Hilfe von ihnen zu bekommen. Nur mit Abraham Braun habe ich später eine wohltuende menschliche Beziehung gehabt. Unbekannt ist offenbar, daß es auch noch andere Mennoniten gab, die vor mir nach Deutschland gekommen waren. Da war in Braunschweig Hermann Niebuhr, Sohn des bekannten Mühlenbesitzers Jakob Niebuhr in Alexandrowsk (jetzt Saporoshje), der 1924 nach Deutschland gekommen war, um seine Ausbildung als Mühlenbauer zu vervollständigen. Gleich nach Kriegsende setzte Hermann Niebuhr sich tatkräftig für mennonitische Flüchtlinge ein; auch bei ihrer gemeindlichen Eingliederung hat er sich außerordentlich engagiert. Bis zu seinem Tode war er als Diakon in der Gemeindegruppe Braunschweig eine wichtige Stütze für mich. In diesem Zusammenhang muß ich auch Gerhard Hein erwähnen. Sie und Abraham Braun waren es, die das rußlandmennonitische Glaubensgut im deutschen Mennonitentum zur Geltung brachten. Sie sind mir zu Vorbildern geworden.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Du hast am slawischen Seminar in Göttingen zahlreiche Studierende in die russische Sprache eingeführt. Ging es dir dabei

hauptsächlich um den reinen Sprachunterricht oder wolltest du auch den Geist russischer Literatur und Kultur in einem weiteren Sinne vermitteln - im Sprachunterricht und nebenher?

GERHARD HILDEBRANDT: Gleich nach meiner Promotion wurde ich im Frühjahr 1956 Lektor für russische Sprache am Slawischen Seminar der Universität Göttingen. In diesem damals neu entstandenen Fachbereich am noch jungen Lehrstuhl für Slawistik ging es darum, den russischen Sprachunterricht organisatorisch und methodisch aufzubauen. Das wurde nun meine Aufgabe. Später haben jüngere Lektoren den Sprachunterricht übernommen, für den ich aber weiterhin die Verantwortung trug.

Meine Lehrveranstaltungen, die ich als Akademischer Oberrat abhielt, bezogen sich auf die Landes- und Kulturkunde Rußlands bzw. der Sowjetunion, ferner auf die russische Geistesgeschichte und die Geschichte der Sowjetliteratur. Gerade dieser kam damals, nach der „Taufwetterperiode“, eine ganz besondere Bedeutung zu, da die erzählende Literatur, auch in ihrer noch gebotenen Verschlüsselung, realistischer als die offizielle Geschichtsschreibung Probleme wie zum Beispiel die Lage der Menschen im Kolchos, den Personenkult und den Konflikt der Schriftsteller zwischen Wahrheit und Opportunismus darzustellen vermochte. Da konnte den Studenten neben Literaturkenntnissen auch kritisches Verständnis vermittelt werden. Meine Lehrveranstaltungen wurden alle in russischer Sprache abgehalten. Schließlich war es meine Aufgabe, die Kandidaten gezielt auf ihr Abschlußexamen vorzubereiten; jahrzehntelang bin ich Mitglied der Prüfungskommission gewesen.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Im Laufe der Jahre bist du weit über den Göttinger Kreis der Mennoniten bekannt geworden. Wer von den deutschen Predigern und Ältesten hat dich besonders überzeugt und gefördert, wer hat dir geholfen, dich in einem anderen Mennonitentum zu orientieren?

GERHARD HILDEBRANDT: Es war vor allem mein Mentor Dr. Ernst Crous, der mich als Prediger, Gelehrter und Organisator in Güte, Bescheidenheit und mit Sachkenntnis auf das größere deutsche Mennonitentum hinwies. Als junger Mensch hatte ich mir meine Tätigkeit als Prediger in einer Mennonitengemeinde niemals „hauptberuflich“ vorstellen können: Mein Großvater, Gerhard Plett, tüchtiger Bauer und Ältester — er war mein Vorbild. Beeindruckt hat mich in den Jahren nach dem Kriege die opfervolle Einsatzbereitschaft der westpreußischen Ältesten Bernhard Kopper, Albert Bartel, Bruno Götzke und Albert Görtz. Mit dem Fahrrad haben sie damals Hunderte von Kilometern zurückgelegt, um die geflüchteten Glaubensgeschwister in ihren Unterkünften aufzusuchen und mit ihnen Andachten zu halten. So sind

auch mir Gemeindebesuche wichtig geworden, mit ihren Möglichkeiten zu Gespräch und Gebet.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: 1979 bist du nach langjähriger Mitgliedschaft im Vorstand der Vereinigung der deutschen Mennonitengemeinden zum Vorsitzenden dieser Vereinigung gewählt worden. Von dir wurde viel erwartet, deinem friedfertigen Wesen wurde zugetraut, zwischen den unterschiedlichen Frömmigkeitsrichtungen unter den Mennoniten zu vermitteln, besonders natürlich zwischen den mennonitischen Umsiedlern, die aus der Sowjetunion in unser Land einströmten, und den hiesigen Gemeinden. War das eine große Aufgabe, und war das eine Aufgabe, die sich mit Aussicht auf Erfolg in Angriff nehmen ließ?

Gerhard Hildebrandt hat seine Wurzeln in rußlanddeutscher Dorfgemeinschaft und dem Gemeindeleben der Mennoniten an der Molotschna. Durch kommunistischen Druck war die Gemeinde allerdings zum „auslaufenden Modell einer Glaubensgemeinschaft“ verurteilt, und dieses Modell erlebte er auch in der Form, daß sich die guten alten Kräfte wehrten und ihren Glauben lebten. Später wurde er ganz zum „deutschen Mennoniten“. In den Gemeinden und Hilfswerken war er frisch, fröhlich und zugleich bedacht dabei und setzte sich ganz ein, besonders für diejenigen, die irgendwo im Osten litten und unserer Fürsorge bedurften.

HANS VON NIESSEN

GERHARD HILDEBRANDT: Daß ich jemals zum Vorsitzenden des Vorstandes der Vereinigung gewählt werden würde, hat niemals im Bereich meiner Vorstellungen gelegen. Ich fühlte mich als einfaches Mitglied des Vorstandes sehr wohl. Wieviel von mir als Vorsitzendem in einer Zeit notwendig gewordener Veränderungen erwartet wurde, wußte ich damals nicht. Hätte ich es gewußt, wäre ich nicht Vorsitzender geworden. Es freut und überrascht mich, daß mir „ein friedfertiges Wesen“ nachgesagt wird. Wie dem auch sein mag: Es war jedenfalls von Anfang an mein Ziel, die verschiedenen Richtungen der Mennoniten in Deutschland zusammenzuführen. Da war zunächst einmal der „Verband“ der süddeutschen Mennoniten. Sooft es mir möglich war, habe ich an seinen Sitzungen teilgenommen, so daß ich auf dem Laufenden war über die Fragen, die dort verhandelt wurden. Die meisten Brüder kannte ich persönlich gut. Die gleichgerichteten Bemühungen von Adolf Schnebele und mir haben schließlich zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft

deutscher Mennonitengemeinden geführt. Wenn diese Arbeitsgemeinschaft auch nicht das geworden ist, was wir gerne gehabt hätten, so war sie immerhin der erste Schritt zur Gemeinsamkeit. Auch zu den Umsiedler-Kirchengemeinden hatte ich ein gutes persönliches Verhältnis. Zusammen mit Johann Plett aus Bechterdissen habe ich Bernhard Harder zum ersten Ältesten der Umsiedlergemeinde Bielefeld ordiniert. Verschiedentlich habe ich in Umsiedlergemeinden gepredigt und an den Sitzungen der damaligen Arbeitsgemeinschaft der Mennonitengemeinden zur geistlichen Betreuung der Umsiedler teilgenommen. Mit einigen leitenden Brüdern habe ich auch über einen eventuellen Beitritt ihrer Gemeinden zur „Vereinigung“ gesprochen. Denn ich sah es als eine meiner Hauptaufgaben an, die Zusammenführung der Umsiedlergemeinden mit den hier bestehenden Mennonitengemeinden zu fördern. Ich wußte, daß beide Seiten einander etwas zu geben hatten. Aber sie waren nach Tradition, Gemeindeverständnis und Frömmigkeitsstil zu weit voneinander entfernt. Auch bei den Kontakten, die ich mit der Konferenz der Mennoniten in Kanada pflegte, an deren Jahrestagungen ich zweimal teilnahm, konnte ich die Probleme unserer rußlandmennonitischen Umsiedler ins Gespräch bringen.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Was meinst du, wie werden sich die rußlanddeutschen Mennonitengemeinden in Zukunft entwickeln: Werden sie den hergebrachten, konservativ-separatistischen, bewußt antimodernistischen Frömmigkeitsstil bewahren oder sich über die Erfahrungen der jüngeren Generation in ihrer Berufswelt von ihrer Tradition in Rußland allmählich trennen?

GERHARD HILDEBRANDT: Inzwischen haben sich alle Umsiedlergemeinden gefestigt. Verschiedene von ihnen haben eigene Bibelschulen gegründet, in welchen vor allem der Jugend vertiefte Bibelkenntnisse vermittelt werden. Einige Gemeinden und Verbände haben ausgedehnte Missions- und Hilfswerke, vor allem in Richtung Rußland, aufgebaut, woran sich die jungen Leute aus den Umsiedlergemeinden mit Überzeugung beteiligen. In mehreren Gemeinden gibt es einen eigenen, mit modernster Technik ausgerüsteten Verlag. Die Bielefelder Gemeinde unterhält zwei Buchläden. Ein Teil der Prediger hat inzwischen eine Ausbildung an mennonitischen Colleges in den USA absolviert, andere haben an deutschen und schweizerischen Bibelschulen studiert. Zwei rußlandmennonitische Prediger sind in den letzten Jahren zum Dr. theol. promoviert worden.

Im März 1996 fand ein Symposium zur 500-Jahresfeier von Menno Simons in der Mennoniten-Brüdergemeinde Oerlinghausen statt; und im März 1998 wurde eine Tagung in der Bielefelder Brüdergemeinde über Konrad Grebel durchgeführt. Beide Veranstaltungen hatten ein beachtliches Niveau. Die

verantwortlichen Brüder schienen keine Berührungängste mit Referenten aus anderen mennonitischen Richtungen zu haben. Immer wieder stelle ich fest, wie sehr Umsiedlergemeinden an Selbstsicherheit und geistiger Qualität gewonnen haben. Die Abkapselung von der Umwelt, wie sie in Rußland zur Bewahrung des Glaubens notwendig gewesen war, überwinden sie hier allmählich, ohne ihren eigenen Frömmigkeitsstil aufzugeben. Soweit ich Einblick habe, hält auch die jüngere Generation weitgehend zur Gemeinde.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Haben die alteingesessenen Gemeinden in Nord und Süd den Umsiedlern etwas zu bieten: Was müßten sie tun, um mit den Umsiedlern wirklich in einen Dialog zu treten, oder suchen die neuen Gemeinden sich ihre Dialogpartner woanders?

GERHARD HILDEBRANDT: Die Umsiedlergemeinden werden ihren Weg in die Zukunft gehen. Dabei werden sie nach meiner Meinung kaum den Dia-

Ein Brief: Immer wenn wir es auf der Bühne des Lebens miteinander zu tun hatten, ist mir bewußt gewesen, wie viel Gemeinsames uns von vornherein verbindet. Ich bin zwar nicht mehr in der Ukraine geboren. Aber mein Vater war wie Du in der Molotschna-Siedlung aufgewachsen, und wenn ich Dich sprechen hörte, kam es mir vor, als sei es seine Stimme. Beide haben wir zu unterschiedlichen Zeiten unserer Vereinigung der Deutschen Mennonitengemeinden vorgestanden. Ich rechne es Dir hoch an, daß Du, um ganz für die Rückwanderer da sein zu können, Dein Amt vorzeitig abgegeben hast. Dein Rat wird für die Gemeinden weiterhin Gewicht haben.

HEINOLD FAST

log mit den alteingesessenen Mennonitengemeinden suchen — sie entbehren ihn nicht.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Du hast den Vorsitz nach sieben Jahren spontan niedergelegt und wirst deine Gründe dafür gehabt haben.

GERHARD HILDEBRANDT: Ja, es stimmt: Ich bin damals ziemlich plötzlich zurückgetreten. Mich hatten schon seit geraumer Zeit Zweifel geplagt, ob ich als Vorstandsvorsitzender noch etwas Wichtiges in der „Vereinigung“ bewirken könnte. Auch war ich der persönlichen Mißhelligkeiten müde geworden. Ich hatte den Eindruck, daß meine Zeit abgelaufen war — und trat zurück. Danach verspürte ich eine große Erleichterung.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Im Ruhestand, der ja wohl nur ein Teilzeitruhestand ist, hast du dich wieder historischer Arbeit zugewandt. War es damals Avva-

kum, russische Religions- und Literaturgeschichte, so ist es jetzt die Geschichte der Mennoniten in Rußland, der dein Interesse gilt, ja, wenn ich recht sehe, hat sich eine kleine Historikerwerkstatt in eurem Hause etabliert.

GERHARD HILDEBRANDT: „Historikerwerkstatt“ ist vielleicht etwas zu hoch gegriffen, aber es freut mich, daß du es so siehst, denn in der Tat: Zur Hauptbeschäftigung ist mir in meinem Ruhestand die Erforschung der rußlandmennonitischen Geschichte geworden, zumal es hier sehr viel neu zugänglich gemachtes Archivmaterial zu verarbeiten gibt, wozu es russischer Sprachkenntnisse bedarf. Daß Julia bei der historischen Arbeit so überzeugt mitmacht, ist für mich eine große Freude und Hilfe. In vielen Gesprächen mit Rußlandmennoniten habe ich immer wieder die Frage gehört: Wer sind wir? Woher kommen wir? Infolge der Deportation und Zwangsansiedlung in kleinen Gruppen unter fremden Völkern hat sich das Fragen dieser Menschen nach der eigenen Identität vertieft. Auch junge Menschen werden heute davon bewegt.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Du stehst einem Verein zur Pflege und Förderung des rußlandmennonitischen Kulturerbes vor. Was müssen wir unter Kultur verstehen, warum heißt es Kulturerbe und nicht Religionserbe? Woran arbeitet ihr im Augenblick, und wie nehmen die rußlandmennonitischen Gemeinden diese Arbeit auf?

GERHARD HILDEBRANDT: Kultur und Religion greifen ineinander. Wenn unser Verein sich ausdrücklich mit dem Kulturerbe der rußländischen Mennoniten beschäftigt, klammert er ihre Religiosität nicht aus, er verlagert aber den Schwerpunkt. In der bisherigen Forschung über die Rußlandmennoniten ist ihre Kultur zugunsten des religiösen bzw. des wirtschaftlich-gesellschaftlichen Lebens zu kurz gekommen. Der Ablauf des täglichen Lebens, die Einrichtung in Haus und Hof, die Gestaltung von Festtagen, die jahreszeitlichen Arbeiten auf dem Bauernhof, Musik und Gesang in der Familie und in der Gemeinde, die Pflege der verwandtschaftlichen Beziehungen, die Bedeutung eigener Schulen und Wohlfahrtseinrichtungen für die Gemeinschaft — dies sind nur einige Themen zum „kulturellen Erbe“ der Rußlandmennoniten. In diesem Sinne habe ich meine Geschichte der Mennoniten in Rußland, an welcher ich arbeite, konzipiert.

In diesen Rahmen gehört auch das Anfang Dezember 1998 erschienene Buch „Aber wo sollen wir hin?“, das von unserem Verein herausgegeben wurde. Es ist dies eine Sammlung von Briefen, die eine Anzahl Rußlandmennoniten in den Jahren ihrer Gefangenschaft, Verbannung und Lagerhaft in der Sowjetunion geschrieben haben. In vierjähriger Sammel- und Redaktionsarbeit hat meine Frau diesen Briefband zum Druck vorbereitet. Er ist mit

großem Interesse aufgenommen worden, nicht nur in Umsiedlergemeinden. Gemeinsam mit dem Göttinger Institut für Osteuropageschichte wird demnächst von unserem Verein ein Buch herausgebracht, das die politische Betätigung der Mennoniten in Rußland nach der Februarrevolution 1917 beleuchtet. Auch diese Arbeit beruht auf Archivmaterial, das erst in letzter Zeit entdeckt worden ist.

HANS-JÜRGEN GOERTZ: Du hast viele Welten durchlebt: bäuerlich geprägte Kindheit und schlichte Frömmigkeit, frühe Jahre voller Entbehrung und Enttäuschung in Rußland, Nachkriegsjahre und Studium in Deutschland, bürgerlichen Wohlstand, akademisches Berufsmilieu an einer renommierten Universität, einfaches, gelegentlich sogar kümmerliches Gemeindeleben in der Diaspora, übergemeindliche und internationale Organisationen. Was hat dir die Kraft gegeben, in diesem „Wechselbad“ der Welten zu bestehen und dich nicht selber zu verlieren?

GERHARD HILDEBRANDT: Zuerst muß ich hier mein Elternhaus nennen. Von klein auf haben wir Kinder die Frömmigkeit unserer Eltern als eine Kraft gespürt, die ihr Leben trug, sie lebten sie uns vor. Ihr Glaube vermittelte uns ohne viele Worte, allein am Lebensbeispiel, auch Wertmaßstäbe, die wir in Gehorsam und Vertrauen zu den unseren machten. Manche davon haben mich in meinem Leben begleitet: grundsätzliche Ehrlichkeit, Freundlichkeit

Besonders mag ich seine Stimme, sie gibt etwas von seinem Wesen wieder. Sie klingt in meinen Ohren warmherzig und freundlich, und so ist er auch.

CHRISTOPH WIEBE

gegen jedermann, Treue, wenn ein Versprechen gegeben worden war, Zurückhaltung gegenüber Mädchen und Frauen. Als meine Eltern 1966 aus Mittelasien nach Deutschland gekommen waren, konnte ich ihnen sagen, daß ich es ihnen verdanke, ihrem Vorbild, ihrem fürbittenden Gebet, mein Leben so unbeschadet überstanden zu haben.

In den schweren Jahren der Verbannung hielt mich vor allem der eiserne Wille aufrecht, aus meinem Leben etwas zu machen, nicht „ganz unten“ zu bleiben. Alle Möglichkeiten, die sich mir zum Studium boten, habe ich darum ergriffen und ausgeschöpft. Als zwanzigjähriger Lehrer unterrichtete ich die doppelte Wochenstundenzahl — 48 Schulstunden — um schneller voranzukommen, aber auch, um meine Eltern zu unterstützen. Auch später, in Göttingen, als ich noch einmal von vorn anfangen mußte, weil mein russisches Abitur nicht anerkannt wurde, ließ ich Resignation und Ermattung

nicht zu. Staunend konnte ich aber immer wieder erfahren, daß freundliche Menschen mir halfen, mich auch ein Stück mitnahmen auf dem Wege, der mein eigener wurde. Dieses kann ich heute nur als Führung Gottes verstehen.

Daß ich vom Gemeindedienst bald in einem Maße beansprucht wurde, daß sich meine Studienzeit dadurch verlängerte, sehe ich heute als ein heilsames Eingreifen in meine ehrgeizigen Pläne an. Sie wurden dadurch zwar umgestaltet, nicht aber zunichte gemacht.

Bis heute gibt mir die Gemeindegarbeit — auch wenn sie vielleicht nur „kümmerlich“ ist — die Möglichkeit, auch ganz anders, vielleicht selbstloser zu

Die Bemühungen Gerhard Hildebrandts um die Geschichte und das Glaubenserbe der rußländischen Mennoniten werden auch von seinen Kollegen und Freunden in Kanada geschätzt, hatten wir doch eine gemeinsame Heimat in Rußland und in der Sowjetunion.

HARRY LOEWEN

leben, als meine berufliche Karriere es mir nahegelegt hätte. Ich diene der Gemeinde, weil und solange sie mich braucht. Seit sich Ende der 70er Jahre die ersten rußlandmennonitischen Familien unserer Gemeinde anschlossen, habe ich meine besondere Aufgabe darin gesehen, diesen Menschen zu helfen, hier heimisch zu werden. Daß ich auf sie als ein rußlandmennonitischer Prediger zugehen konnte, der plattdeutsch bzw. russisch mit ihnen redete, hat sicher dazu beigetragen, daß sie Vertrauen gewannen.

Inzwischen sind in unserer kleinen Gemeinde die Rußlandmennoniten in der Überzahl, auch Kinder und Jugendliche sind darunter. Mit den unterschiedlichen Traditionen hat es niemals Schwierigkeiten gegeben. Westpreußen, Rußlanddeutsche und Einheimische haben einander von vornherein respektiert und tun es noch, ob sie nun bei der Andacht, den Tauf-, Trauungs- und Einsegnungsfeiern nebeneinander sitzen oder die Feste im Jahreskreis miteinander feiern, von denen das jährliche Sommerfest in unserem Garten besonders geschätzt wird. Vielleicht gelingt dieses Miteinander darum so gut, weil es in unserer Familie ein Beispiel dafür gibt. Ich bin froh, daß Julia mich auch darin versteht und mich in der Gemeindegarbeit unterstützt.